

Lies den folgenden Text genau durch und beantworte anschliessend die Fragen.
Du hast für die ganze Prüfung (Textverständnis und Sprachaufgaben) 60 Minuten Zeit.
Auf dem Textblatt darfst du unterstreichen und Notizen machen.

Mit Fremden leben (nach Siri Hustvedt)

In Minnesota auf dem Land, wo ich aufwuchs, war es üblich, jeden, dem man auf der Strasse begegnete, mit einem «Hallo» zu grüssen, ob man ihn nun kannte oder nicht. Ein dumpfes, gemurmelter, unmoduliertes «Hallo» war durchaus annehmbar, aber das Wort musste gesagt werden. Schweigend an jemandem vorbeizugehen war nicht nur ungezogen; es konnte zum Vorwurf führen, ein Snob zu sein.

Als ich 1978 nach New York kam, entdeckte ich schnell, was es bedeutet, unter Horden von Fremden zu leben, und wie unpraktisch und unklug es wäre, alle zu grüssen. In meiner Zweizimmerwohnung in der 109th Street hörte ich die Decke knarren, wenn mein Nachbar über mir herumging. Ich lauschte den lautstarken Auseinandersetzungen des Paares unter mir; ihre vor Wut rasenden Stimmen wurden untermalt von dumpfen Schlägen und Gepolter und dem Klirren von zerbrechendem Glas. Wenn ich mich auf dem Bürgersteig durch die Menschenmenge schlängelte, wurde ich angerempelt, gestossen, zur Seite gedrängt. In der U-Bahn fand ich mich auf einmal in engstem Kontakt mit Leuten, die ich nicht kannte, und mein Körper war so dicht an sie gepresst, dass ich ihr Haaröl, ihr Parfüm und ihren Schweiss riechen konnte. In meinem früheren Leben gab es solche Nähe ausschliesslich unter Freunden oder mit der Familie. Es dauerte nicht lange, bis mir der ungeschriebene Code für ein Überleben in dieser Stadt in Fleisch und Blut übergegangen war – eine wortlos, aber nachdrücklich vermittelte Vereinbarung. Dieses einfache Gesetz, das fast jeder New Yorker befolgt, wann immer es geht, lautet: Tu so, als wäre nichts.

Diese allseits angewandte Technik, um zurechtzukommen, trennt New Yorker von Touristen und Alteingesessene von Neuankömmlingen. Ein iranischer Freund erzählte mir, wie er etwa eine Woche nach seiner Ankunft in der Stadt mit dem Second-Avenue-Bus nach Uptown gefahren war. In der Twenty-fourth Street war eine Frau eingestiegen, die nur einen fadenscheinigen Bademantel über ihrem nackten Körper trug. Als sie beim Fahrer ankam, begann sie ihre Taschen nach etwas abzutasten, und rief dann, mit erschrockenem Gesicht: «Meine Münze! Meine Münze! O Gott, ich muss sie in dem anderen Bademantel vergessen haben!» Der Fahrer seufzte und winkte sie in den Bus. Mein Freund hatte die Frau während der ganzen Szene angestarrt, schämte sich aber ein wenig, als er merkte, dass er der Einzige war.

In solchen Situationen etwas zu unternehmen mag je nach Lage der Dinge und jeweiligem Standpunkt als mutig betrachtet werden oder einfach als dumm. Vor etlichen Jahren wurde mein Mann Zeuge eines denkwürdigen Wortwechsels in der U-Bahn Richtung Penn Station. Ein sehr grosser Schwarzer kam mit einer Frau in den Wagen, die sehr knappe Shorts und hohe Vinyl-Stiefel trug. Beide schienen unter dem Einfluss irgendeiner starken pharmazeutischen Substanz zu stehen. Der Mann schwankte, holte eine Zigarette heraus und zündete sie an. Sekunden nach dem Regelverstoss erhob ein kleiner Weissler mit blondem Haar höflich Einspruch. «Entschuldigen Sie die Störung, Sir», sagte er mit einem offensichtlich irgendwo im Mittelwesten geprägten Tonfall, «aber ich möchte Sie darauf hinweisen, dass Rauchen in der U-Bahn verboten ist.» Der grosse Mann sah abschätzend auf ihn herunter, überlegte und gab dann mit wohlklingender Stimme den Satz von sich: «Woll'n Sie sterben?»

Die meisten New Yorker Geschichten hätten hier geendet, aber diese nicht. Nein, gab der Kleine zu, er wolle nicht sterben, aber er sei auch noch nicht zu Ende mit dem, was er sagen wollte. Er liess nicht locker und setzte sich weiter für das Gesetz und seine unabweisbare Richtigkeit ein. Der Grosse paffte weiter und musterte sein Gegenüber mit wachsender Amüsiertheit. Die Bahn hielt. Zeit für den Raucher auszusteigen, aber bevor er seinen Abgang machte, wandte er sich zu dem unermüdlichen jungen Mann aus dem Mittleren Westen, nickte und sagte: «Ich wünsche Ihnen einen sorglosen Tag.»

Diese Geschichte endete gut und mit Witz, aber sie trägt keine moralische Erkenntnis zu der Frage bei, wann man handeln soll und wann nicht. In den letzten eineinhalb Jahren hat meine fünfzehnjährige Tochter den starren, leeren Gesichtsausdruck verfeinert, der zum Tu-so-Gesetz dazugehört. Eines Tages sass sie einem «weissen Typ um die dreissig» gegenüber, der sie so schamlos anstarrte, dass sie sich unbehaglich fühlte. Sie vermied es, ihn anzusehen, und war erleichtert, als der Mann endlich ausstieg. Aber bevor der Zug wieder anfuhr, warf der mit den Stielaugen sich gegen das Fenster vor ihr und trommelte an die Scheibe: «Ich liebe Sie!», schrie er. «Ich liebe Sie! Sie sind das schönste Mädchen, das ich in meinem Leben gesehen habe!»

50
55 Sophie starb vor Verlegenheit und rührte sich nicht. Die Mitreisenden taten so, als wäre der Mann ein unsichtbarer Stummer, doch als sich der Zug rumpelnd in Gang setzte, blickte der Mann neben ihr von seiner Zeitung auf und sagte trocken: «Sieht aus, als hätten Sie einen Bewunderer.»

Sophie fühlte sich besser. Indem er den Code durchbrach, gab der Mann sich als Zeuge für etwas zu erkennen, was trotz des Tu-so ein sehr öffentlicher Ausbruch gewesen war. Sein Understatement betonte nicht nur die in der Szene enthaltene Komik. Sie enthob meine Tochter der einsamen Qual, Gegenstand ungewollter Aufmerksamkeit unter Fremden zu sein, die kollektiv das Spiel des Auslöschens betreiben. Mit diesen wenigen Worten schenkte er ihr, was sie brauchte – ein Gefühl von normaler menschlicher Solidarität.

60